

HEIMITO VON DODERER

UNTER SCHWARZEN STERNEN

ERZÄHLUNGEN

BIEDERSTEIN VERLAG MÜNCHEN

UNTER SCHWARZEN STERNEN

1963

Der Oberst, nachdem ich bei ihm mich gemeldet hatte, wies mir einen Sessel neben seinem Schreibtische, und bevor ich noch saß, war zwischen uns alles in Ordnung und eine jener Inseln gebildet, auf denen alter und üblicher Brauch zwischen Offizieren sich hielt, gegen einen anbrandenden hektischen Zustand, welcher den Herren späterhin, nach Juli 1944 nämlich, sogar den militärischen Gruß verbieten sollte, ihn durch eine phantastische Gebärde des rechten Armes ersetzend.

Das Institut, man nannte es ‚Dienststelle‘ (offenbar vom abscheulichen Zusammenstoß zweier gleicher Doppelkonsonanten wenig gestört), dem ich jetzt, nach einem Jahr an der russischen Front, als Prüfer und Gutachter angehören sollte, war eines von den allerüberflüssigsten der Luftwaffe, was allein daraus bereits hervorgeht, daß man 1943 schrieb und hier Anwärter für die Offizierslaufbahn examinierte, aktiv und Reserve. Die Sache erschien damals als ganz ebenso absurd schon wie heute. Doch sagte das niemand, begreiflicherweise.

Auch ich nicht. Freilich genoß ich bewußt die Vorteile meiner Lage, und ich suchte diese Lage zu befestigen, wie alle anderen auch: ich examinierte die jungen Leute nach verschiedenen Richtungen, sei's Turnen, Redefähigkeit, Aufsatz und anderes noch, ich verfaßte sorgfältig, wenn auch schnell, die Gutachten über die Anwärter (zu welchem Zwecke man jeden zweiten oder dritten Tag ansonst keinen Dienst hatte!), trieb dabei auch ein wenig Pseudopsychologie, und schrieb in die Rubrik ‚Geistig‘ hinter dieses Wort stets in Klammern das Sätzchen ‚so weit davon die Rede sein kann‘, sozusagen um wenig-

stens das Decorum und einen Rest von Anstand zu wahren. Dann und wann einmal machte ich in der Offiziersbesprechung einen Vorschlag zur Verbesserung der Methodik, deren einen der Oberst aufgriff. Alles ‚ut aliquid fecisse videatur‘. Ich wohnte zu Wien in meiner eigenen Wohnung und trug außerhalb des Dienstgebäudes nur Zivil. Pax in bello. Wer es versteht und den Weg weiß, der lebt auch in der Hölle behaglich, sagt ein tibetisches Sprichwort. Die Offiziersmesse und was man dort an Gesprächen hörte, war allerdings erschrecklich. Doch alles lernt sich. Auch gab es hier nicht nur Dummheit, sondern wirkliche und wirksame Meisterstücke der Heuchelei. Nur der Oberst V. war unvorsichtig. Ich bangte oft um ihn, er hatte hier nicht nur Freunde. Übrigens forderte er vier Wochen nach meiner Meldung, vorgreifend der erst nach acht Wochen üblichen Rückfrage des Luftfahrtministeriums, daß meine Kommandierung in eine definitive Versetzung verwandelt werde.

Data ohne Interesse, doch erforderlich um zu verstehen, daß ich damals ein solches Leben führen konnte, wie ich tat, während die Front im Osten, von der ich kam, weiter bestand und dann zusammenbrach: und ich hier, pax in bello, in der Hölle behaglich! Aus den Fenstern meiner sehr hoch gelegenen Wohnung sah ich ins gleiche steinerne Panorama, wie vor alledem, bevor der ganze Schrecken nach Wien gekommen war und wir unser ‚Café Rathaus‘ in ‚Café Ratlos‘ umbenannten. Aber jetzt erst war der Ausblick ganz versteint. Ich stand frühzeitig auf am Morgen und saß im Zivilanzug an meinem Arbeitstische. Gestern war ‚geprüft‘ worden. Heute: ‚Ausarbeitung der Gutachten‘. Man brauchte da nicht

vor zehn Uhr im Dienstgebäude zu sein. Tee oder Kaffee war noch gut, ich hatte seinerzeit größeren Vorrat in Frankreich kaufen können, Zigaretten vorhanden. So saß ich denn an diesem Herbstmorgen am Tischlein, und hielt aus allen Kräften fest und giltig, was ich noch heute fest und giltig halte. In dieser Hinsicht besteht zwischen den beiden Zeiten kein Unterschied.

Alles andere jedoch ist unbegreiflich geworden. Das ‚Prüfen‘, die ‚Dienststelle‘ (wo ich übrigens ein schönes Arbeitszimmer für mich allein hatte, darin ich manches vorwärts bringen konnte), und daß wir dies Theater, welches uns alle durch Jahr und Tag rettete, überhaupt zu betreiben vermochten; am allerunbegreiflichsten aber die Zusammenkünfte bei dem Rechtsanwalte Doktor R.

Das Panorama war endgültig versteint, es gab kein Grün, ja, ein einzelner Baum tief unten in einem Hofe, den ich da immer gesehen hatte: er schien verschwunden. Vielleicht den Luftschutzarbeiten zum Opfer gefallen; überall grub man ja herum, baute auch monströse Flaktürme, verdarb dies und das – wie etwa das schöne Schloßchen Cobenzl, heute noch Ruine, ohne daß ein Geschoss es je getroffen hätte – und im Grunde alles. Wenn schon nicht anders, dann durch jene merkwürdige Versteinung, so daß alle Aura zwischen den Dingen wich, und selbst in den vertrautesten Vorstadtgassen in den Boden sank und verschwand. Auch die alten Häuslein in Heiligenstadt oder Sievering starrten einander quer über die Gassen leblos an, ja sie konterten sich gleichsam gegenseitig, und den, der durch die Gasse ging, noch dazu. Man ward sozusagen nirgends mehr an- und aufgenommen.

Der Rechtsanwalt Dr. R. war im Elternhaus als Stu-

dent mein Erzieher gewesen, oder ‚Hofmeister‘, wie man damals zu sagen pflegte. Ein schöner Mann von vielerlei Fähigkeiten, hochdekorierter aber schwerinvalidierter Offizier des ersten Weltkrieges: so blieb ihm jetzt seine ausgebreitete Praxis erhalten. R. war ein hervorragender Jurist. Später bei seinem Begräbnisse habe ich über die ungeheure Zahl von Menschen gestaunt, welche den Toten geleiteten und solchem Staunen auch Worte verliehen, einem Bekannten gegenüber. Dieser, der nachmalige Präsident des Straflandesgerichtes I in Wien, Hofrat Dr. N., erwiderte trocken: „Was du hier siehst, sind mehrere hundert Jahre nicht abgesessener Freiheitsstrafen.“

So war es in der Tat. R. war im vollsten Sinne immer ein Freund der Bedrängten, mochten sie sein wer sie wollten, Industrielle, Ministerialbeamte oder Fleischauger, und mit ihren Angelegenheiten hatte er stets alle Hände voll zu tun. Auch damals, 1943, was einiges heißen will. Denn dieser Jurist kam ja aus einem Rechtsstaat. Und mit ihm hatte er wesentlich den Boden verloren.

Wie wir alle, übrigens, die bei ihm zusammenkamen. Aber er war ein Meister im Wassertreten (und, was mich betrifft, war ich zur Zeit auf dem besten Wege ein Meister im behaglichen Höllenleben zu werden).

Wie man's denn damals überhaupt machte, daß man morgens noch aufstand, und wieder, und wieder? Emporgehoben und dahintreibend auf einer breiten Woge des Unsinn, obwohl wir es doch wußten und sahen, und um so schlimmer! Aber dieses Wissen allein war es zuletzt, was uns überleben ließ, während viel Bessere als wir verschlungen wurden. Der Krieg, aus dem tiefen Unfrieden eines totalitären Staatsgebildes manifest geworden, mußte damit nicht nur jedem Einsichtigen von

vornherein als verloren gelten, vielmehr war eben dies die Voraussetzung unserer Rückkehr aus einer blutigen Blutlosigkeit zur eigentlichen Existenz. Was geschah und ablief, trug daher für uns alle einen zwar alten aber falsch gewordenen Namen, nämlich den des Krieges, wenngleich wir doch wußten, daß es nur der letzte Ab- und Auslauf eines zur Gigantomanie gelangten Unsinns war, im wörtlichsten Sinne. So im Nichts gefesselt, bei gehenden Tatsachen, die doch eigentlich keine solchen waren, die man hätte erleben können, da es nur abzuwarten und zu überleben galt, wurde jeder Tag zum schwindligen Raum ohne Halt und Handgriff. Als unausweichliche Folge kam es leicht zu einer Kette von Exzessen, deren Circulus vitiosus nicht abriß, und an welchen sich auch die Vernünftigsten und Mutigsten unter uns beteiligten. Denn auch sie bedurften der Betäubung.

Man ‚prüfte‘ damals bei der ‚Annahmestelle‘ noch in Kommission, wobei wir alle nebeneinander hinter Tischen saßen, der Kommandeur Oberst V., neben ihm noch ein Oberst, sodann zwei Oberstleutnants, ein Major, zwei Hauptleute. Ich, als der jüngste und geringste, links-außen. Die Prüflinge im Klassenzimmer uns gegenüber. Das Gebäude hatte einst den Schulbrüdern gehört – und gehört ihnen heute wieder – einer Kongregation, die sich wesentlich dem Unterrichte widmet.

Die halbwüchsigen Burschen hatten ihren Kameraden über irgendein frei gewähltes Thema einen viertelstündigen Vortrag zu halten, und in dieser kurzen Zeit mußte die Sache in den Grundzügen bewältigt sein. An sich war die Methode nicht dumm, denn man konnte doch sehen, wie so ein Mensch stand und ging, redete, die Hände be-

wegte, sich überhaupt anließ, und schließlich auch, was er wußte (weniger wichtig). Wer freilich fähig und geneigt war dazu, vermochte wohl auch mehr zu erkennen.

Die alten Germanen wurden mit Vorzug behandelt, ob auch immer mit Vorliebe, ist nicht sicher. Einer, nachdem er die altgermanische Gemeinfreiheit geschildert hatte (vom perfekten Kommunismus der germanischen Dorf-Verfassung, wo die Höfe und Gewanne Jahr für Jahr reihum wechselten, sagte er nichts), kam bald auf Karl den Großen zu sprechen (dem's dabei nicht gut erging), und hier war nun auf einmal von Leibeigenen und Halbfreien die Rede.

Der Oberst, am rechten Flügel, der die Lücke wohl merkte, beugte sich ein wenig vor und blickte zu mir herüber.

„Du sagst“, bemerkte ich dem Prüfling, es war ein Junge aus Flensburg, von so weit her kam unsere Kundschaft, „die alten Deutschen seien alle freie Männer gewesen. Und nun sprichst du von Leibeigenen. Hier muß inzwischen einiges passiert sein. Kannst du mir sagen, was?“ (Wir hatten die Anwärter mit ‚du‘ anzureden.)

„Jawohl, Herr Hauptmann“, rief er und nahm mit Klapp und Knall Haltung an. „Die Äbte hatten die Bauern geknechtet, indem sie ihnen mit der Hölle drohten.“

„Woher hast du den Unsinn?“ fragte ich. Was nun kam, erinnerte mich an eine Zeit, da ich eifrig dem Studium der Reptilienkunde obgelegen war. Der dürre blonde Junge mit den starr aufgerissenen blauen Augen versteifte sich und reckte sich mit dem Oberkörper auf wie gewisse Eidechsenarten, wenn sie erschreckt werden. Dann schrie er mich geradezu an, immer noch in strammer Haltung: „Von der H. J., Herr Haupt-

mann!“ (und meinte damit die ‚Hitler-Jugend‘ genannte Organisation).

„Na servus“, sagte ich, aber mehr nicht.

Der Oberst, in diesem Augenblicke, begann laut zu lachen, über den Buben, über mich, oder über uns beide, ich weiß es nicht. Die anderen Herren lachten, wie üblich, mit, so wie eine Gymnasialklasse lacht, wenn es der Professor tut. Es ist ja das Militär gewissermaßen ein Kinderzimmer der Erwachsenen. Einer der Offiziere winkte dem nordischen Knaben mit dem flammenden Blicke, sich zu setzen. Noch während des Gelächters beugte sich mein Nachbar, der Luftwaffen-Hauptmann (ein ehemals österreichischer Offizier, daher duzte er mich) zu mir und sagte leise aber deutlich:

„Ich mache dich darauf aufmerksam, daß du hier dem Leichenbegängnisse einer Kultur assistierst.“

Das Lachen des Obersten war mir zu unverhohlen gewesen, er hatte herzlich gelacht, als spiele man eine Posse. Ein im Grunde argloser Mann. Für meine Gegenrede hätte ich wohl jeden sachlichen und fachlichen Beweis antreten können. In bezug auf sein Gelächter gab es derlei nicht. Es offenbarte seine Gesinnung weit mehr, als jener Einwand, den ich getan hatte, die meine.

Mir war nach diesem allen nicht wohl zumute. Ob der Vorfall den Anlaß bildete, daß der Oberst nun nicht mehr kommissionell prüfen ließ, sondern einzelweise, ist mir nicht bekannt geworden. Jedenfalls hatte jetzt jeder Offizier die ihm von der Kanzlei zugeteilten Anwärter in seinem Arbeitszimmer allein und gründlich zu examinieren. Daß dieser Umstand für mich noch würde bedeutend werden, konnte ich damals nicht wissen.

[...]

Zitatnachweis

Heimito von Doderer: Unter schwarzen Sternen. Erzählungen. München: Biederstein 1966, S. 5 – 13.

Heimito von Doderer-Gesellschaft e. V.

<http://www.doderer-gesellschaft.org> | info@doderer-gesellschaft.org

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages